

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1909**

105 (7.5.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 37

namens des Sprachvereins; denn je mehr wir uns mit unserer Vergangenheit befassen, desto besser werden wir die Gegenwart verstehen.

Wir möchten aber jedermann die Mahnung recht dringend ans Herz legen, aufzuräumen mit den letzten Resten aus einer französischen Zeit, damit der elbäher Pfarrer nicht Recht behalte, der sagte: „Die Deutschen haben zwei Napoleone besiegt, Ludwig XIV. zu besiegen ist ihnen immer noch nicht gelungen.“

Es ist Pflicht eines jeden deutsch fühlenden Mannes, kein Fremdwort zu gebrauchen für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann.

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Badische Heimat. Die beiden alten Vereine für Volkskunde und für ländliche Wohlfahrtspflege haben sich in einen Verein zusammengeschlossen, dem sie den Namen „Badische Heimat“ gegeben haben, um zu zeigen, daß er es für seine vornehmste Aufgabe betrachtet, das Heimatgefühl zu pflegen. Schon seit längerer Zeit sind innerhalb der alten Vereine, zwischen denen ein gewisser Wettbewerb vorhanden war, Stimmen für die Verschmelzung laut geworden. Als nun noch im letzten Landtag von einzelnen Rednern, sowie von dem Vertreter des Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts die Verschmelzung angeregt wurde, traten die Vorstände der beiden Vereine an den Versuch heran, der auch schnell gelang. Leider konnte es aber nicht ermöglicht werden, auch den Verein für Erhaltung von Volkstrachten, der im Jahre 1894 gegründet wurde, zum Anschluß zu bewegen. Gleichwohl tritt der neue Verein an Anzahl der Mitglieder wie an Geschlossenheit seines Gebietes und seiner Zwecke achtenswert in die Öffentlichkeit. Als seine Zwecke kündigt er an: Erhaltung, Pflege und wissenschaftliche Förderung auf materiellem und geistigem Gebiete, Schutz der heimischen Landschaft, ihrer Kultur- und Naturdenkmäler, ihrer Tier- und Pflanzenwelt, und dadurch Werbung und Vertiefung der Heimatliebe. Der Verein gibt für seine Mitglieder die beiden Schriften der alten Vereine weiterhin heraus, die wissenschaftliche Zeitschrift „Memannia“ und die volkstümliche „Dorf und Hof“.

Allerlei.

Das neue deutsche Tierquälereigesetz wird gegen das frühere einen wesentlichen Fortschritt bedeuten, obwohl die Hoffnungen der Tierquälereiereine nur zum Teil erfüllt sind. Der Entwurf bestimmt: „Wer Tiere boshaft quält oder roh mißhandelt, wird mit Gefängnis bis zu 3 Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 600 M. bestraft.“ Tierquälerei werden also künftig weit eher gefaßt und weit härter bestraft werden können, als es bisher möglich war. Das ist gut so. Trotzdem erscheint die Umgrenzung dessen, was als tierquälerei gilt, noch zu eng. Wo bleibt die Verfolgung von Tierquälereien, die aus Mitleid, aus Nachlässigkeit, aus Habgier begangen wurden; letzteres z. B., wenn (wie im Prozeß Reifiger) ein gewissenloser Besitzer seinen Pferden dauernd die Pflege und Nahrung vorenthält, damit die Versicherungssumme rascher fällig wird? Unseres Erachtens sollte man das Gesetz gleich so machen, daß es, ohne Auslegungskünstküde zu erfordern, möglichst viele solcher Handlungen und Unterlassungen trifft, durch welche den Tieren ungerechtfertigt Schmerzen oder Leiden zugefügt werden. Wir schlagen als Fassung vor: „Wer Tiere boshaft oder mitleidig quält, roh mißhandelt oder pflichtwidrig grob vernachlässigt wird bestraft.“ Diese erweiterte Fassung würde den berechtigten Gebrauch und Verbrauch der Tiere durch den Menschen nicht hindern, jedoch die größten Massen der Mißbräuche in die Schranken hineinziehen. Außerdem müßte das Gesetz bestimmen, daß Tierquälerei im wiederholten Rückfall (also Gewohnheitstierquälerei) stets mit Gefängnis zu bestrafen seien und daß in geeigneten Fällen sogar neben der Freiheitsstrafe auch auf eine Geldstrafe erkannt werden kann.

Literatur.

Tagebuch einer Verlorenen. Von einer Toten. Uebersetzt und herausgegeben von Margarete Wöhme. Illustrierte Ausgabe in 20 Lieferungen zu je 20 Pf. Heft 8-12. Verlag J. Fontane u. Co., Berlin-Grüneburg.

Die illustrierte Ausgabe des „Tagebuch einer Verlorenen“ schreitet rüstig fort. In den vorliegenden Heften 8-12 erfährt man, wie Thymian zu Frau Kindermann zieht. Dort bleibt sie, bis die Polizei die „Salons“ der Frau Kindermann schließt. Nach einem letzten vergeblichen Versuch, ihr Kind zu sprechen, siedelt Thymian nach Berlin über. Dort aber hat sie allerlei üble Erfahrungen zu machen; sie wird bestohlen und betrogen. Auf Anraten ihrer Wirtin annonciert sie sich als Sprachlehrerin und macht auf diese Weise Bekanntschaften. Hier geschieht es auch, daß sie, die schon so vielen Männern angehört, zum erstenmal wahre Liebe kennen lernt. Trotzdem aber verheiratet sie sich mit Casimir Osborn, den sie in ganz verlottertem Zustand aus Amerika hat überkommen lassen. Es gelingt ihr nicht, ihn an ein anständiges Leben zu gewöhnen, und sie hat schwer unter seiner Art und Weise zu leiden, zu der sich schließlich noch eine schreckliche Krankheit gesellt.

Dies der ungefähre Inhalt der neu erschienenen Hefte, die in jeder Buchhandlung erhältlich oder direkt vom Verlag J. Fontane u. Co., Berlin-Grüneburg, zu beziehen sind. Heft 1 gratis. Ludwig Verwald begleitet die fesselnden Ereignisse mit künstlerischen Zeichnungen. Er zeichnet in lebensvollen Bildern alle Typen von der Straße und aus den Nachtcafés und zeigt uns Thymian in fast allen vorkommenden Situationen.

Der Kampf des Münchener Tonkünstler-Orchesters und seine Bedeutung für die deutschen Musiker von Max Straßlich. Preis 60 Pf., 64 Seiten broschiert. München bei G. Birk u. Cie. m. b. H. Wenn auch bereits früher einzelne Musikerverbände um ihre primitivsten Existenzbedingungen kämpfen mußten, so geschah dies doch niemals mit der Pässigkeit und Opferwilligkeit, wie sie im Falle des ehemaligen Münchener Saim-Orchesters zu konstatieren sind. Wo immer die Musiker ähnliche Konflikte auszukämpfen haben, werden sie daher auf die Münchener Vorgänge Bezug nehmen müssen, weil hier, in diesem Umfange wohl zum erstenmale, der Kampf der Musiker ganz auf gewerkschaftlicher Basis durchgeführt worden ist. Diese durchaus sachliche Darstellung der für alle organisierten Arbeiter wichtigen Vorgänge ist daher von bleibendem Wert, da sie die Tatsachen objektiv feststellt. Wir können die gut ausgestattete Schrift nicht nur allen Musikern, sondern auch allen Gewerkschaften, die sich ein klares Bild über den Gegenstand verschaffen wollen, bestens empfehlen.

Nr. 10 des „Süddeutschen Postillon“ (Verlag M. Ernst, München), ist erschienen. Aus dem Inhalte heben wir hervor: Die Friedensspeife (Bild), Tertius gaudens (Bild), Die neue Situation (Bild), Alleruntertänigste Steuerbitte (Zeitgedicht), Stimmen für die Finanzreform, Dür'sche Freeb'nschiffe, Lebende Photographien, Was in der Welt vorgeht, Beamtenrebellion, und viele kleinere gute Beiträge. Die Nummer kostet 10 Pf. und ist überall erhältlich.

Hus den Witzblättern.

„Weggendorfer Blätter“.

Stimmt. Sie sind aber beide recht rundlich geworden! — „Ma ja, — wenn man sich so dreißig Jahre lang gegenseitig die Ecken abschleift!“

Widerlegt. Unteroffizier: „Sie kommen daher wie ein Kastelbinder und wollen Soldat sein?“ — Rekrut: „Zu Befehl, Herr Unteroffizier, aber ich will ja gar nicht.“

Seine Wertung. Fremder: „Guer Bürgermeister soll ja ein recht tüchtiger Mann sein.“ — Wirt: „Nann scho' sei'; aber bei mir trinkt er net viel!“

Im Jahre 1920. „Der Angeklagte will bloß in die Luft geschossen haben — das ist aber gerade jetzt am gefährlichsten!“

Witwenschmerz. „Frau Wimmerl ist gestorben!“ — „So? Da schick' nur dem Witwer bald die rückständige Rechnung, in der ersten Fremde bezahlt er sie sofort.“

Begreiflich. „Du hast ja gestern eine Ballonfahrt mitgemacht, wie war's denn?“ — „O, herrlich, nur Landung war sehr scheußlich, gerade auf dem Hause meines — Schneiders!“

Der Forscher als Fälscher.

Die Wiener Kriminalaffäre.

Ein Drama des Alltags, wenn auch kein alltägliches: ein junger Mensch hat Banknoten gefälscht, und seine Geliebte hat ihm dabei geholfen. Er heißt Ladislaus Hofek, sie heißt Adele v. Kurz. Seinem Beruf nach ist er Student der Medizin, sie Inhaberin einer Tabaktrafik. Ungeachtet und wegen ihres adeligen Namens. Und doch ist er nicht Mediziner und sie verkauft nicht hinter dem Laden Tisch Zigaretten und Briefmarken. Forscher ist er, Gelehrter, Mann der Wissenschaft; Dame ist sie, Tochter eines hohen Staatsbeamten, trägt einen adeligen Namen. Auf ihres Vaters Uniform glänzte der goldene Kragen und verschleierte mit seinem Schein das finstere Glend. Das lauerte draußen vor der Tür auf den Tod des Vaters. Und als Herr v. Kurz die Augen schloß, verblaßte auch der Glanz wie ein Stern im kalten Frühlicht und das Glend trat herein zu der Witwe und den Kindern, nackt, müchtern, grau. Das Fräulein v. Kurz mußte froh sein, protektionsweise eine Tabaklizenz zu bekommen. Ein Wohlthat, die 80 und noch mehr Kronen wöchentlich Zinsen trägt. Das macht 320 Kronen monatlich. Damit kann man leben, sogar nicht schlecht, aber nicht heiraten. Denn schließlich führt man doch den Namen des Vaters. War ein hoher adeliger Staatsbeamter und trug den goldenen Kragen ...

Da tritt eines Tages Hofek in die Trafik und damit auch in das Leben der armen verkommenen Staatsbeamtentochter. Sie kennt ihn wohl schon, den „Herrn Doktor“. Jeder Wiener Bezirk ist eine Kleinstadt in der Großstadt, und im zweiten Bezirk hat Hofek schon bald das, was man einen Namen nennt. Gilt wohl auch ein wenig als verschrobener, aber gutmütiger Sonderling. Man weiß: der arme Student der Medizin fröhnt einer gar merkwürdigen Leidenschaft. Er spürt den geistigen Krankheiten nach, die den Menschen leise beschleichen und ihm das Lebensmark langsam aus den sieben Gliedern saugen. Er braut in seinem Kabinett, das er ängstlich hütet und das niemand betreten darf, fürchterliche Gifte, er bannt zu nächtlicher Stunde die Quintessenz des Todes in kleine wohlverschlossene Phiole. Man hat Respekt vor ihm. So etwas von dem mittelalterlichen, mit leiser Furcht durchsetzten Respekt, den man denen entgegenbringt, die mit Tod und Teufel auf Du und Du sind: den Alchimisten, den Zauberern, den Magieren, den Astrologen. Der junge Mann ist also interessant, trotz seiner uninteressanten, alltäglich indifferenten Physiognomie. Fräulein von Kurz zeigt ihm ihr Interesse, spricht von seinen Forschungen. Er ist erkrankt, und ihre Anerkennung macht sie in seinen Augen schöner, begehrenswerter, die von der Natur nicht mit Reizen gesegnet ist und schon altjüngferlich einzuschrumpfen beginnt. Sie heuchelt Leidenschaft für seine Leidenschaft, die Forschung, und er, der um 22 Jahre jünger ist, sieht die Falten nicht mehr, die ihr das graujame Alter um den Mund und auf die Stirne gegraben hat. Auch hat er sich nie mit Frauen abgegeben und die Frauen nicht mit ihm. Dazu hatte er keine Zeit. War bisher immer nur den breiten, bequemen Weg der käuflichen Liebe gegangen, davon man am nächsten Tage beim Aufwachen nichts mehr weiß, nichts mehr hat, höchstens einen bitteren Nachgeschmack im Munde. Er ist also gerührt von diesem Interesse für sein Arbeiten und halb aus mitleidiger, halb aus dankbarem Mitleid liebt er Fräulein v. Kurz. Wenigstens redet er sich ein. Seine wahre, seine einzige, seine echte Leidenschaft aber, für die er zum Verbrecher wird, ist und bleibt die Forschung. Und darum muß man dem Drama, das jetzt seinen Anfang nimmt, den Titel geben: der Forscher als Fälscher. Der Forscher Hofek wurde zum Fälscher, nicht der Fälscher zum Forscher.

Hofek. Hofek ist arm. Armut soll zwar keine Schande sein, ist aber ein Unglück. Speziell, wenn man zum Forscher geboren ist. Das mikroskopierende Auge darf nicht vom Hunger getrieben werden, die Hand mit der Phiole darf nicht vor Schwäche zittern, der in der giftigen Atmosphäre atmende Körper muß widerstandsfähig sein. Hofek hat sich besonders der Malaria-Forschung gewidmet und tagelang durchstreifte er die Auen an der Donau, wo das schlechende Fieber nistet. Verdienen kann er natürlich nichts. Die Wissenschaft ist eine Göttin, die keine Nebenbötter, keine Nebenbedienste neben sich duldet. Sie verschlingt wie ein Moloch alles, seine Zeit, sein Geld und — ihr Geld. Das war sein erstes Verbrechen und, wie ich zu behaupten wage, das schwerere, als er von ihr Geld nahm, als er sich — um deutlich zu reden — von ihr aushalten ließ. Das beste Kriterium für die furchtbare Stärke seiner Leidenschaft zur — Forschung. Eines Tages mag er wohl gefühlt haben, daß das, was er tue, Prostitution sei, daß er sich verkaufe wie eine Dirne. Denn er verläßt die liebende, aber längst nicht mehr geliebte Frau. Hungert, hungert, bis ihn der Hunger wieder zu ihr zurücktreibt, in deren vergrämtem Herzen die alte Liebe zu ihm einen dumpfen Schlaf geschlafen hat, aus dem sie nun umso mächtiger erwacht. Das alte neue Leben beginnt. Bis eines Tages nichts mehr da ist. Hofek hat zwar große Fortschritte gemacht, seine Arbeiten finden Anerkennung bei seinen Chefs auf der Klinik, bei den Herren vom Obersten Sanitätsrat, sie geben Anlaß zu praktischen Reformen, aber niemand gibt ihm etwas dafür. Er muß froh sein, beim Stadtphysikat eine Beschäftigung zu finden, die ihm zwei Kronen täglich einträgt. Ein Maurer bekommt deren fünf.

Auch die Trafik geht schlechter, und das Leben in Wien wird immer teurer. Was tun? Seine geliebte Forschung aufgeben? Niemals! Also wird er zum Verbrecher. Und reißt das unglückliche Weib mit in den Abgrund. Er fälscht Banknoten, sie setzt sie in Umlauf. Da fällt mir eine kleine Geschichte ein, die Sven Sedin bei seinem letzten Vortrag hier erzählte: Auf seiner großen Tibet-Expedition war der Forscher zu einer Strecke Landes gelangt, die auf der Karte den Vermerk „unexplored“ trug. Unersucht. Dieses Wort ließ ihm keine Ruhe. Er mußte hinein. Durch eine sinnreiche List bemog er den Gouverneur, ihm den Weg ins Innere freizugeben. Wußte dabei ganz genau, daß dies dem Beamten den Kragen, in Tibet wahrscheinlich auch den dazu gehörigen Kopf kosten würde. „Aber“, sagte Sedin mit seinem Lächeln, „meine Fortschermoral ist eben ganz verschieden von meiner Wenigenmoral“. Hofeks Forschermoral (mutatis mutandis) ist auch ganz verschieden von seiner Menschenmoral. Er, der es nie über sich gebracht hätte, einen Kellner im Kaffeehaus um eine Semmel zu betrügen, fälscht Banknoten. Der Staatsbürger war ihm heilig, der Staat nicht. Der Staat! Das ist der größte Egoist. Er straft grauam hart, wenn man an sein Gut und Eigen tastet. Hofek wird ins Zuchthaus kommen und Fräulein v. Kurz auch. Auf schwere, bange Jahre. Und wenn sie herauskommen werden, zwei zerbrochene Menschen, so ist sie dem Leben verloren und er der Wissenschaft. Sie bekommt keine Trau mehr und er kann seiner geliebten Forschung nicht mehr nachgehen. Denn die Wissenschaft verlangt angestrengten Dienst bis zum letzten Atemzug, Abhensen duldet sie nicht. (M. Scheyer in der „Zfrk. Ztg.“)

Der unwirische Souverain.

Der letzte Aprilsonntag im Appenzellerland. Sund, daß kleine laubere Dorf, liegt im ersten Frühlingsschmuck. Die Weiden grünen, in den Gärten haben sich schon einige Aprikosendäumchen in den Staat gesetzt, und über Säulern und Türmen weht das tiefe Blot des

Vertical text at the bottom of the page, likely bleed-through from the reverse side, containing various words and fragments of text.

